

Enteignete Erfahrung? Ein Gespräch zur Politik der Erinnerung an die DDR

Affolderbach, Friedemann; Hirschfeld, Uwe

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Affolderbach, F., & Hirschfeld, U. (2013). Enteignete Erfahrung? Ein Gespräch zur Politik der Erinnerung an die DDR. *Widersprüche : Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 33(129), 57-73.
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-47347-8>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Friedemann Affolderbach & Uwe Hirschfeld

Enteignete Erfahrung?

Ein Gespräch zur Politik der Erinnerung an die DDR

Uwe Hirschfeld: Lieber Friedemann, du hast dich, beruflich wie auch biografisch, schon viele Jahre mit Fragen der Geschichte beschäftigt, auch mit der Geschichte der DDR. Was war jetzt der Anlass, dass du dich erneut damit auseinandergesetzt hast?

Friedemann Affolderbach: Der ursprüngliche Ausgangspunkt war die Frage der geschlossenen Unterbringung in der DDR und der damit zusammenhängende offene Brief von Lutz Rathenow.

UH: Also der Anlass war ein Brief, eine Auseinandersetzung, wo ein Opfer des repressiven Erziehungssystems der DDR, zu dem an prominenter Stelle auch der geschlossene Jugendwerkhof in Torgau gehörte, festgestellt hat, dass in einem Buch, was in ihrem Studium verwendet wurde, Eberhard Mannschatz zu Wort kam. Ein Buch, was nach DDR-Zeiten erschienen ist, wo er sich auch reflexiv und durchaus selbstkritisch mit der geschlossenen Unterbringung in der DDR auseinandersetzt. Was spricht eigentlich gegen dieses Missbehagen des Opfers eines DDR-Erziehungssystems zu sagen, da ist sie nicht mit einverstanden, wenn so etwas publiziert wird und als Text in Lehrveranstaltungen verwendet wird?

FA: Aus Sicht eines Opfers, wenn es ein Opfer aus Torgau wäre und artikuliert, dass es ein Problem hat mit Eberhard Mannschatz und seiner damaligen Funktion, mit den Ideen, die damals in Bezug auf geschlossene Unterbringung gesponnen, entwickelt und durchgesetzt worden sind, würde ich sagen, spricht nichts dagegen, das zu kritisieren. Mein Problem daran war, dass es erstens kein Opfer aus Torgau ist, was dort spricht¹, und zweitens, dass sich die Debatte in so

1 Angestoßen wurde die Debatte durch Evelyn Zupke. (Vgl. hierzu z.B. einen Beitrag in der FAZ unter: <http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/ddr-heimerziehung-lassen-sie-uns-darueber-reden-11788612.html>; zuletzt eingesehen, am 16.05.2013). Sie ist bekannt als Mitglied der ehemaligen DDR-Opposition. In diesem Zusam-

einer Dynamik von Leuten entfaltet hat, die alle in einer Stellvertreterfunktion *für* die Leute in Torgau sprechen und *über* deren Erfahrungen sprechen. Dabei verschwinden aus meiner Sicht die Erfahrungen der Opfer, deren persönliche Geschichte letztlich nur auf Torgau reduziert wird. Also interessant wäre es ja auch, zu erfahren, was z.B. mit den Leuten passiert ist nach Torgau. Wie sind sie da mit ihrem Leben klargekommen, was ist davor gewesen, was hat dazu geführt, dass sie dorthin gekommen sind etc. Es stellt sich hiermit auch die Frage nach der Rolle und Funktion z.B. von Opfern als Zeitzeugen.² Das ist alles in

menhang ist sie Opfer des Stalinismus und von Repressionen in der DDR geworden. Heute ist sie als Zeitzeugin aktiv und berichtet über ihre damaligen Eindrücke und Erfahrungen. (Vgl. Zeitzeugenbüro im Internet unter: <http://www.zeitzeugenbuero.de/index.php?id=detail&zsp=56>; zuletzt eingesehen, am 16.05.2013). Soweit mir bekannt ist, war sie selbst als Kind oder Jugendliche nicht im Torgauer Jugendwerkhof untergebracht.

- 2 Auf diese Problematik der Erinnerung, Funktion und Instrumentalisierung von Zeitzeugen hat beispielsweise Aleida Assmann hingewiesen. Sie hebt eine Besonderheit hervor, die gerade auch für den hier diskutierten Kontext von großer Bedeutung ist. Unter Bezugnahme auf Maurice Halbwachs und seine Überlegungen zum kollektiven Gedächtnis, schreibt sie: „Erinnern [...] ist keineswegs eine rein subjektive und innerliche Angelegenheit, sondern setzt immer schon mögliche Adressaten und soziale Instanzen der Bestätigung, Ergänzung oder Korrektur der Erinnerung voraus. [...]“ (2007, S. 34, Auslassungen F.A.). An anderer Stelle verweist sie deshalb darauf, dass Zeitzeugen ihre Erinnerung „in einen sei’s rechtlichen, sei’s religiösen, sei’s politischen, (oder auch fachlichen, Einlassung F.A.), aber immer öffentlichen Raum“ stellen (2007, S. 47). Hierzu ist anzumerken, dass eben gerade das Öffentliche in der bürgerlichen Gesellschaft ein besonders umkämpftes Gebiet darstellt und als ein wesentliches Mittel zur Erzeugung von Hegemonie gilt (vgl. zur Problematik Öffentlichkeit grundlegend Alex Demirović 1997 oder auch Oskar Negt und Alexander Kluge 1972). Im Kontext von Öffentlichkeit übernehmen Zeitzeugen z.B. eine „zweifache Vermittlungsfunktion: Zum einen vermitteln sie zwischen Vergangenheit und Gegenwart durch ihre individuelle Erinnerung und das verkörperte Wissen vergangener historischer Ereignisse. Zum anderen sind sie eine Instanz zur Herstellung von Authentizität und Unmittelbarkeit“, gleichzeitig ist hier auch der Anknüpfungspunkt für Instrumentalisierungen zu finden, indem durch die „erreichte Individualisierung von Geschichte“ auch die „Durchsetzung von Geschichtsbildern“ erfolgen kann (Christian Ernst u. Peter Paul Schwarz 2012, S. 33). Aleida Assmann spricht außerdem von vier Formen der Zeugenschaft, den juristischen, religiösen, historischen und moralischen Zeugen (2007, S. 35-46). Die Überzeugungskraft eines „moralischen Zeugen“ speist sich aus seiner „körperliche(n) Präsenz“ die „Verletzung menschlicher Würde“ präsentiert und sich als „ethischer Appell an eine nicht festgelegte moralische Gemeinschaft“ richtet (Christian Ernst

meiner Wahrnehmung in dem öffentlichen Diskurs hinten runter gefallen oder es ist instrumentalisiert worden, um ein bestimmtes Bild der DDR zu zeichnen.

UH: Kannst du das noch genauer sagen, wie weit instrumentalisiert, von wem? Welches Bild von DDR wurde da gezeichnet?

EA: Instrumentalisiert von Opferverbänden oder eben dem Stasi-Beauftragten und ehemaligen Bürgerrechtlern bzw. Oppositionellen, die sich in diesen Diskurs eingeklinkt haben und deren DDR-Vorstellung völlig klar ist: die DDR war eine Diktatur und spezifischer Ausdruck der Diktatur sei eben diese Form der geschlossenen Unterbringung gewesen.

UH: Warum ist das so ein Problem für dich, wenn man sagt, die DDR war eine Diktatur und da ist so ein geschlossener Werkhof mit einer geschlossenen Unterbringung, wo es anerkanntermaßen sehr brutal und menschenunwürdig zugeht?

EA: Es ist ein Problem für mich, weil es vergleichbare Formen der Unterbringung auch in der Bundesrepublik gab, also nicht nur in der DDR. Wenn man versucht, sozusagen über die Form der geschlossenen Unterbringung die DDR zu erklären oder das als Beweis dafür anzuführen, dass die DDR eine Diktatur gewesen sei, ist das zu kurz gedacht. Also entweder man versteht unter einer Diktatur ein etwas größeres Bild, wo das ein Baustein sein kann, dann ist für mich aber gleichzeitig heute zu fragen: „Was lerne ich aus den Erfahrungen von damals?“

UH: Also die Instrumentalisierung zeigt sich darin, dass es eigentlich gar nicht um die geschlossene Unterbringung ging, sondern dass diese nur als ein Indiz verwendet wurde, um deutlich zu machen, wie menschenunwürdig der ganze Staat DDR war. Dazu passt dann auch, dass Eberhard Mannschatz ja selber gar nicht in Torgau gearbeitet hat. Kannst du noch etwas über ihn und über seine Rolle sagen?

EA: Soweit ich etwas über Eberhard Mannschatz gelesen habe, dies sind einerseits Medien, bei denen für mich die Quellen etwas unklar bleiben, wie etwa in zahlreichen Zeitungsartikeln, und andererseits seine Selbstaussagen über seine beruflichen Positionen und Sichtweisen. Demnach war er in der Position als Abteilungsleiter für Jugendhilfe im Ministerium für Volksbildung der DDR tätig. Er war außerdem eine verantwortliche Person, die in diesem Zusammenhang Ideen zur Unterbringung von „schwierigen“ Jugendlichen und Kinder entwickelt hat. Dabei hat er auch an den Konzepten der Jugendwerkhöfe mitgearbeitet. Ich bin mir mit dem, was ich gelesen habe, nicht ganz sicher, aber wenn ich das richtig verstanden habe, hat er diese Form der Unterbringung auch schon

u. Peter Paul Schwarz 2012, S. 27, Einlassung F.A.) sowie „die Rolle des Opfers und des Zeugen in sich vereinigt“ (Aleida Assmann 2007, S. 42).

in der DDR kritisiert³, hat sich aber letztlich den Vorgaben gebeugt und ist verstummt. Dann ist in der Praxis eben das entstanden, worüber heute rückblickend so heftig diskutiert wird, das ist mein Problem.

UH: Warum ist das für dich ein Problem?

FA: Es ist für mich die Frage: „Wer hat für was eine Verantwortung in der Zeit gehabt?“ Und gleichzeitig ist es für mich ein Problem, dass er als ein ehemaliger Vertreter staatlicher Verwaltung zu DDR-Zeiten heute versucht, sich kritisch in einem Jugendhilfediskurs zu äußern. Und, ein bisschen böse gesagt, ist das für mich eine problematische Sache, dass sich Verantwortliche von damals heute über eine Geschichte äußern, die sie damals hegemonial mitgestaltet haben. Der schlimmste Fall ist es, wenn es kein reflexives Erzählen, ausgenommen bei Eberhard Mannschatz, sondern eine Art Schönreden des Umstandes gibt.

UH: Aber das ist es ja bei Eberhard Mannschatz nicht.

FA: Nein, das ist es bei Eberhard Mannschatz nicht. Vielleicht ist da auch noch eine andere Sache: wenn ich mir den Kontext ansehe, wo sein Text erschienen ist, es ist das Buch von Timm Kunstreich, ein Studienbuch zur Geschichte der Sozialen Arbeit, da finde ich den Text erstmal gut platziert. Allerdings kommen die Opfer selber nicht vor. Z.B. die Leute, die in Torgau zwangsuntergebracht waren, kommen mit ihren Erfahrungen in dem Buch selber nicht zu Wort. Dies wäre aber als ein für sich selbst stehendes Zeugnis, als Kontrast, als Gegenüber der Erzählung von Eberhardt Mannschatz wichtig, quasi als eingebauter Widerspruch zur Förderung von Widersprüchen und Fragen. Dies ist auch deshalb von besonderer Bedeutung, da er in seinem Text im Buch von Timm davon spricht, dass er sich auch als Zeitzeuge² versteht und als Korrektiv auf die fachwissenschaftliche Diskussion zur Darstellung der Jugendhilfe in der DDR seinen Beitrag entwickelt.⁴ Wenn man das jetzt allerdings in den Zusammenhang stellt, dass es eine reflexive Ebene ist, auf der versucht wird, die Form geschlossener

3 Beispielsweise verweist die FAZ in einem Artikel auf diesen Zusammenhang und bezieht sich auf diverse Briefe von Eberhardt Mannschatz aus dieser Zeit (siehe FAZ im Internet unter: <http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/jugendwerkhof-torgau-stalins-vermaechtnis-im-herzen-11726015.html>; zuletzt gesichtet, am 16.05.2012).

4 Vgl. hierzu Eberhardt Mannschatz 2001, S. 244. Er beschreibt dort folgenden Zusammenhang: „In manche fachwissenschaftliche Darstellung der DDR-Jugendhilfe ist allerdings doch – nach meinem Eindruck und auch dem Eingeständnis einiger Autoren – eine gewisse „Westsicht“ eingesickert. Sie ist normal und in vollem Maße verständlich. Sie ist in vielen Fällen nicht vorgefasste Haltung, sondern gelangt aus der Rolle des Außenstehenden ins Spiel, der schlicht nicht dabei gewesen ist. Um so mehr sind wir als Zeitzeugen gefragt und gefordert, um im Disput oder einfach in

Unterbringung und die damit verbundene Brutalität zu verstehen, ist es eigentlich logisch, dass der Text so im Buch auftaucht. Es ist für mich nur problematisch, dass den Text ein Mensch schreibt, der in DDR-Zeiten in verantwortlicher Position tätig war, auch wenn er vielleicht schon damals gegenüber geschlossener Unterbringung skeptisch war, sich aber mit seiner Einlassung nicht durchsetzen konnte.

UH: Aber das ist nicht ausreichend, dass er heute glaubwürdig wäre?

FA: Genau.

UH: Warum nicht? Du hast ja interessante Überlegungen angestellt, warum es Opfern des Stalinismus oder Leuten, die in der DDR zu Schaden gekommen sind, schwer fällt, mit ehemaligen verantwortlichen Vertretern dieses Systems in einen produktiven Dialog zu kommen. Wenn du das nochmal skizzieren kannst?

FA: Vielleicht kann man das auch an mir selber festmachen. Mit den Unterdrückungserfahrungen, die man in der DDR gemacht hat, ist es tatsächlich schwierig, mit Menschen zu sprechen, die in bestimmten verantwortlichen Positionen waren, sei es meinetwegen der Stasi-Oberst, der mich verhört hat, oder die Schuldirektorin, die Lehrerin oder die Verantwortlichen in den Institutionen, die Entscheidungen, die von oben kamen, wiederum in einer eigenen Art und Weise umgesetzt haben. Man war dem ausgeliefert. Das ist eine nachhaltige Prägung. Wenn jetzt für Verantwortliche von damals die Möglichkeit einer Öffentlichkeit besteht, sie ihre Vorstellungen revidieren, rückblickend Positionen, Haltungen und Handlungen selbstkritisch betrachten, habe ich trotz besseren Wissens, dass sich Menschen verändern, das Gefühl, es nicht glauben zu können. Auf mich selbst bezogen ist es eine Folge repressiver Erfahrungen in der DDR, eine Verletzung, ein bleibendes Misstrauen gegen die Macht von früher. Dieses Misstrauen ist ambivalent, es macht mich innerhalb einer Linken oft sprachlos, aber ermöglicht auch kritische Fragen. Außerdem sehe ich, dass auch meine Geschichte dabei ein Stück infrage gestellt ist. Ich habe die Erfahrung gemacht, wenn ich was erzähle, reduziert sich das auf die exemplarischen Beispiele, also: man ist von der Stasi verhört worden oder die Schikanen in der Schule. Diese Erzählungen sind Gleichnisse für die DDR. Sie präsentieren einerseits Geschichten, die mir tatsächlich widerfahren sind, es sind aber auch Bilder, die heute im öffentlichen Diskurs über die DDR präsentiert werden und diese erklären sollen. Dabei kann die Erzählung über die DDR aus meiner Sicht nicht stehen bleiben, weil ich auch andere Dinge erlebt habe. Wenn man jetzt

der Erzählung die Ecken und Kanten von „Ost- und Westsicht“ abzuschleifen und die Schilderungen dem wirklichen Geschehen wenigstens zu nähern“.

über Unterdrückungsformen spricht, müsste man z.B. auch über die Kirche und ihre Haltung in der DDR sprechen, über deren ethische und moralische Vorstellungen z.B. von Erziehung. Und wenn man sich eine Junge Gemeinde oder den Christenlehreunterricht in der Kirche von damals ansehen würde, dann sind da für mich keine fortschrittlichen pädagogischen Ideen zu finden, sondern im Gegenteil. Es ging weitestgehend um Auswendiglernen bis hin zu Repressionen in der Form, dass auch hier verlangt wurde, sich einer bestimmten Idee anzupassen, sich im Denken und mit dem Körper unterzuordnen. Das ist für mich durchaus vergleichbar, auf merkwürdige Art verzahnt mit der damaligen Ideologie des Staates. Das sind die zwei Sachen, und drittens habe ich immer das Gefühl, dass diese Momente wie eine Negativbeschreibung der Zeit sind, und diese Negativbeschreibung letztlich nahtlos an das Bild der Diktatur anknüpft: Negativ ist gleich Diktatur. Dabei bleibt das Leben damals, heute rückblickend, in einer negativen Wertung und droht, in einer Schleife steckenzubleiben. Da finde ich mich nicht wieder, weil es auch weite Strecken in meinem Leben und auch im Leben von vielen Leuten, die ich kenne, gab, die für sich sagen würden: „Nein, wir haben eigentlich in einer gewissen Form selbstbestimmt agiert, wir haben positive Erfahrungen gemacht, die im Widerspruch stehen zu diesen ausschließlich negativen Bildern.“ Die Frage ist: „Wie kann man diese negativen und positiven Bilder so ordnen, dass sie zu einer Balance finden und man sehen kann, das Leben in der DDR war so, aber auch so?“⁵ Und wenn man das tut, bedeutet es auch, dass man Menschen wie Eberhard Mannschatz oder andere mit vergleichbaren Verantwortlichkeiten damals unter demselben Blickwinkel ansehen müsste, wie es Leo Kofler aus seiner Begegnung mit den Genossen erzählt

5 In meiner Auseinandersetzung mit der Thematik, ist mir aufgefallen, dass Teile der Geschichtswissenschaften, die von mir skizzierte Problematik in ihren theoretischen Reflexionen widerspiegeln. Konkret versuchen sie die Polarisierung der Totalitarismustheorien zu durchbrechen und ihre Aufmerksamkeit auf den Alltag von Menschen in Diktaturen zu richten. Hierbei sprechen sie z.B. wie Alf Lüdtke vom Eigensinn der Menschen. Eigensinn wird hier als ein Begriff benutzt, um die „Vieldeutigkeit, Unvermittelbarkeit, auch Unvereinbarkeit der Verhaltensweisen von einzelnen Akteuren – jenseits der Ein- oder Zuordnung in übergreifende Strukturen oder Logiken“ beschreiben zu können (vgl. Davis, Lindenberger, Wildt 2008, S. 19-22). Einen etwas anderen Versuch unternimmt Mary Fulbrook, indem sie versucht verschiedene Muster politischer Kultur unter den Bedingungen einer Diktatur wie der DDR herauszuarbeiten, für die sie Begriffe wie „Konturen der Herrschaft“, „Anpassung“, „Resistenz“, „Opposition“ oder „politischer Aktivismus“ nutzt (vgl. Fulbrook 1996, 2009). Im Ergebnis verdeutlichen sich verschiedenste Handlungsmuster und Möglichkeiten, die sich Menschen im Kontext diktatorischer Verhältnisse geschaffen haben.

hat, die ihn schwer gehasst haben für seine Kritik, indem er gesagt hat: „Wir haben keinen Sozialismus. Das ist nicht der Sozialismus, was wir haben, das ist Stalinismus.“ Er hat seine Überlegungen theoretisch begründet, dafür ist er ja dann auch angegriffen und aus der DDR ausgewiesen worden bzw. dann selber weggegangen. Aber das Entscheidende, für mich Interessante war, was er über diese Leute gesagt hat, die ihn angefeindet haben, dass es Idealisten seien und deren Dogmatismus das zentrale Problem sei, welches man kritisieren müsse, welches man theoretisch aufdecken müsse, damit andere vielleicht erkennen, dass deren Dogmatismus ein entfremdeter Versuch ist, die gesellschaftlichen Widersprüche, die eben auch in der DDR da waren, auszublenden oder zu überdecken. Gleichzeitig hat er über dieselben Leute gesagt, deren Dogmatismus sei nicht damit zu erklären, dass es charakterlose Leute sind.⁶ Vielleicht kann man das im Hinblick auf Eberhard Mannschatz so übersetzen: es gibt eben Leute, die eine bestimmte Idee hatten und die Idee versucht haben, praktisch werden zu lassen, letztlich aber an den Widersprüchen der Praxis gescheitert sind. An diesem Punkt bohre ich weiter, wie Leo Kofler, frage mich nach der Funktion von Verantwortlichen damals und vermisse einen sicher sehr schmerzhaften Blick, den kritischen Blick auf die eigene Funktion mit ihren Widersprüchen und der problematischen Einbindung der eigenen Person in das Geflecht von Entscheidungsprozessen innerhalb der DDR.

UH: Ich würde gern noch einmal ein Stück zurückspringen und sagen, wie sich das für mich darstellt. Du hattest eingangs gesagt, dass diese Frau, die das Thema

6 Leo Kofler beschreibt seine Erfahrungen mit Menschen der Funktionärsschicht in der DDR so: „Das waren aber wenige; die übrige Funktionärsschicht handelte subjektiv idealistisch und sich aufopfernd. [...] Ich opfere mich für die Partei – und da kommst Du und willst uns belehren? Das war sein stärkstes Argument und dieses moralische Argument war zutreffend – aber eben leider nur ein moralisches, kein sachliches Argument. Gerade wegen dieses Idealismus waren und sind diese Funktionäre gefährlich für die Entwicklung des Sozialismus. Denn man kommt an sie durch Kritik nicht heran. Sie sind geschützt durch ihr moralisches Verhalten, durch ihre Integrität und durch ihre asketische Lebensweise; dies alles zusammen macht sie fast unangreifbar. [...] Aber ich betone: Ihr Dogmatismus und ihre Verbürokratisierung ist nicht mit Charakterlosigkeit zu verwechseln“ (1987, S.51-52, Auslassungen F.A.). Mit Charakterlosigkeit assoziiere ich Unmenschlichkeit. Unmenschlich ist für mich z.B. der Faschismus und seine Ideologie, jede Form von Menschlichkeit den Menschen abzutrainieren und so die menschliche Entfremdung auf die Spitze zu treiben. Die Haltung der Funktionäre, die Leo Kofler skizziert, richtet sich darauf, Menschlichkeit zu erzeugen, und deren Glaube, hierfür die gesellschaftliche Rahmung abschließend hergestellt zu haben.

mit Torgau angestoßen hat, was der Anlass für deine Auseinandersetzung war, instrumentalisiert wurde. Wenn du jetzt sagst, es gibt da so ein Unwohlsein, wenn ehemalige Funktionäre oder Leute, die in der DDR bestimmte Aufgaben und Verantwortungen hatten, sich jetzt mit der Sache auseinandersetzen und das auch durchaus kritisch und selbstreflexiv tun, dann erscheint mir das so, als ob diese Instrumentalisierung sich sehr viel weiter erstreckt, nicht nur auf dieses Einmalige und auf diese Person, sondern dass generell die Erinnerung an die DDR instrumentalisiert wird und dass du das auch für deine eigene Opfererfahrung so wahrnimmst, dass du dich nur dann äußern darfst, wenn du bestimmte Schemata bedienst, und dass die anderen Dinge, die damit aber für dich auch verbunden sind, keine Öffentlichkeit finden. Du machst die Erfahrung, dass deine ganze Biografie in der DDR, die eben auch teilweise Opfergeschichte ist, keine Öffentlichkeit findet, während andere, die damals schon Öffentlichkeit hatten, jetzt wieder Öffentlichkeit haben. Dass das ein Unwohlsein ausmacht, dass man das eigentlich nicht artikulieren kann, während andere, die damals verantwortlich waren, wieder Öffentlichkeit zugestanden bekommen, ist gut nachvollziehbar. Die Frage ist dabei, inwieweit diese Reflexivität und die kritische, selbstkritische Auseinandersetzung von relativ Wenigen, muss man ja auch sagen, die solche Möglichkeiten haben, nicht eine Chance darstellt, eine Öffentlichkeit auch für die anderen Erfahrungen zu schaffen. Siehst du da Möglichkeiten oder wirst du sagen: nein, das wird eher auch weiter dadurch minimiert, wenn man die sprechen lässt?

FA: Wenn man das am Menschen Eberhard Mannschatz festmacht, so würde ich schon sagen, dass auch die Möglichkeit bestünde, andere (kritische) Diskurse öffentlich zu machen oder zumindest erstmal Fragen auf den Tisch zu legen, die z.B. mit der Problematik „geschlossener Unterbringung“ verknüpft sind. Aber wenn ich den Brief von Lutz Rathenow lese, habe ich den Eindruck, dass der Brief sich eigentlich gegen mögliche weitere Fragen richtet, versucht, Schlussfolgerungen für die heutige Zeit zu unterbinden.

UH: Das heißt, die Angriffe auf Eberhard Mannschatz und Timm Kunstreich sind gar keine Angriffe, weil da irgendjemand die DDR schönreden würde, das tun sie ja beide nicht, sondern das sind Angriffe, weil die Gefahr besteht, dass da mit einem selbstreflexiven und kritischen, authentischen Denken weitere Fragen gestellt werden könnten, die die Gegenwart, oder zumindest die herrschenden Verhältnisse der Gegenwart, infrage stellen?

FA: Genau, so würde ich das sehen. In dem Diskurs wird bestimmt, wer in welcher Art und Weise legitimiert ist und über die Geschichte der DDR sprechen darf.

UH: Was wäre denn mit einer kritischen Beschäftigung mit der DDR-Geschichte für die Entwicklung einer demokratischen sozialistischen Politik anzufangen?

FA: Ich versuche das an einem Beispiel meiner Erfahrungen in einer Bauarbeiterbrigade zu zeigen. Das Verrückte an dieser Brigade war, dass es da auch um grundlegende soziale Fragen ging. Da waren z.B. drei schwere Alkoholiker dabei, und mit denen klarzukommen, das alltägliche Leben, die Arbeit auch miteinander irgendwie noch auf die Reihe zu bekommen. Das war permanentes Thema, ohne, und das ist der Punkt, dass sie zwangsweise ausgeschlossen worden sind. Das ist das eine. Das andere ist eine Erfahrung auch aus diesem Kontext. In der Brigade war ein überzeugter Nazi dabei, der war mein Vorarbeiter und damals schon 60 Jahre alt, also noch einer aus der ganz alten Zeit. Als Kind hat er das so erlebt und fand das toll, das hat er immer erzählt. Mein Chef, der hat sich als Antifaschist verstanden. Für ihn war das ein Tabu, in irgendeine Partei einzutreten, der war nie in der SED. Sein Punkt war der Antifaschismus und in der Frage waren die Leute sich letztlich einig und haben so den Egon immer wieder zur Ruhe gebracht. Ich will nicht sagen, dass das eine Form demokratischer Verhandlung war, aber das Identifikationsmoment war interessant, weil das für mich z.B. auch einen Zugang zu diesen Leuten ermöglicht hat. Es gab eine Gemeinsamkeit, eine Idee, die man tatsächlich geteilt hat, die man auch in dem Fall ruhigen Gewissens teilen konnte. Beide Spuren verweisen für mich auf den Alltag, das Alltägliche und seine Widersprüchlichkeiten. In der kritischen Rekonstruktion von Alltags-DDR-Erfahrung könnten z.B. auch Prozesse der selbstorganisierten Kollektivität nachgezeichnet werden, die einerseits Widerständigkeit gegen die Macht des Staates präsentierten und gleichzeitig auch Formen des Sozialen hervorgebracht haben, die über Milieugrenzen hinweg gewachsen waren und heute öffentlich nicht positiv benannt werden dürfen, wie z.B. die nichtautoritären Formen des Antifaschismus.

UH: Das war also auch für dich möglich, obwohl du ja aus einem ganz anderen Milieu kamst, nämlich aus dem kirchlichen Bereich?

FA: Genauso ist es. Und das war eine wichtige Erfahrung. Wenn ich mich mit anderen Leuten darüber unterhalte, mit Freunden vor allen Dingen, dann stelle ich fest: die haben ähnliche Erfahrungen gemacht.

UH: So, wie ich dich kenne, gibt es ja sehr viele Punkte, wo man dich ganz eindeutig und klassisch als Opfer des Stalinismus bezeichnen kann. Du bist verhaftet worden, du bist verhört worden, du warst eingesperrt. Es gab Demütigungen, es gab Schikanen, Benachteiligungen usw. – aber wenn ich dich richtig verstanden habe, hast du dich nie als Widerstandskämpfer oder als politisches Opfer des Systems verstanden.

FA: Genau.

UH: Wo würdest du da den Unterschied sehen, im Vergleich zu denen, die jetzt genauso auftreten?

FA: Ein Unterschied ist für mich der, dass z.B. Leute wie Joachim Gauck oder auch Lutz Rathenow sich schon immer als Gegner des damaligen Systems gesehen haben. Sie waren immer schon Gegner eines Sozialismus, also sie waren Vertreter einer bürgerlichen Vorstellung von Gesellschaft, wo parlamentarische Demokratie identisch ist mit der Vorstellung von Freiheit, und ohne zu sehen, dass diese wiederum widersprüchlich mit den kapitalistischen Verhältnissen verbunden ist, die ihrerseits neue Unfreiheiten erzeugen.⁷ Und für mich gab es einen Konflikt. Ich hatte damals viel „Westverwandtschaft“ und kannte deren Erzählung über das, wie es dort sein soll. Für mich war klar, dass ich eigentlich keine Lust hatte, so zu leben. Das, was mich in der DDR abgeschreckt hat, war die Vorgabe, wie ich zu sein und zu leben habe.

UH: Aber der Kapitalismus, der Westen war nicht die Alternative dazu?

FA: Genau, die „West-Dinge“, die mir dargestellt wurden, waren eigentlich für mich nur in dem Sinne interessant: da gibt es ein paar geile Turnschuhe oder so. Man hat andere Möglichkeiten, vielleicht mal wohin zu fahren, letztlich war es ein Triggern des Warenfetischs. Ich hatte aber eine andere Vorstellung vom Leben, das konnte ich damals nicht so formulieren, eine andere Vorstellung von Unabhängigkeit, von Freiheit, die, und das ist zumindest für meine Geschichte wichtig gewesen, sich mit der DDR als einer Vorstellung von Gemeinschaft, einer anderen Form von Gemeinschaft oder besser Kollektivität, verband.

UH: Aber du warst der Meinung, dass in diese Richtung zu gehen heißt, von der DDR aus in diese Richtung zu gehen?

FA: Ja. Ich hatte ja keinen anderen Hintergrund, weil meine Idee war, wenn ich jetzt was bewege, dann will ich es hier tun, wo ich lebe, wo meine Lebenszusammenhänge sind, die will ich verändern und...

UH: Aber das hast du auch für möglich gehalten?

⁷ Auch in diesem Zusammenhang ist es für mich interessant Leo Kofler zu lesen. In seinem Aufsatz „Liberalismus und Demokratie“, problematisiert er, dass die Idee von Freiheit, die für eine kapitalistische Gesellschaft treibend sei, die der Konkurrenz ist, dem „Prinzip des Rechts des Stärkeren“, verbunden mit einer Unterwerfung des „Schwachen“. Schlussfolgernd schreibt er: „Damit ist alle Demokratie offen verraten, denn Demokratie ist ihrer politischen Intention nach stets fortschreitende Möglichkeit zur Freiheit“ (1972, S. 147).

FA: Ja, klar. Das war für mich möglich, weil ich es denken konnte, also zumindest in einem sehr beschränkten Rahmen konnte ich mir vorstellen, dass es anders sein kann. Das erste Mal, als ich eine andere Idee wirklich in Worte formuliert gefunden hatte, gelesen habe, war im Prinzip der Entwurf einer alternativen deutschen Verfassung von Wolfgang Ullmann in Wendezeiten, wo ich dachte: „Genau, dort wird mal versucht, eine dritte Idee zu entwickeln, die über das hinausgeht, was wir hier bisher als Staatlichkeiten erlebt haben.“ Darum ging es mir. Ich kann mich deswegen sozusagen schwer als Widerstand verstehen, weil es mir nicht darum ging, die DDR als Staat zu eliminieren.⁸

UH: Nicht weniger Sozialismus, sondern mehr Sozialismus?

FA: Ja, heute würde ich sagen, natürlich. Das ist es, was ich eigentlich erst in Wendezeiten begriffen habe, als ich Leo Kofler gelesen habe, da ist es mir wie Schuppen von den Augen gefallen. Er beschreibt die stalinistische Prägung einer zunehmenden Bürokratisierung der damaligen Gesellschaft und ihre Verwurzelung in bisherigen gesellschaftlichen Mustern sowie deren Folge einer Entfremdung, die es ja in der DDR nicht geben durfte.⁹ Ich dachte mir: „Das ist richtig, er hat Recht, das war kein Sozialismus!“ Es war eine historische Möglichkeit eines Weges dorthin. Insofern ist die DDR genau an dem zugrunde gegangen, dass sie keine Experimentierfreudigkeit an den Tag gelegt hat, die in vielem Widerständischen in der DDR enthalten gewesen ist und die man daher, denke ich, unterscheiden muss von den Leuten wie Joachim Gauck, die eine ganz bestimmte Idee von Opposition hatten, auch keine Lust am Experimentieren, keine soziale Neugier. Genau deren Vorstellung ist heute dominant und damit werden die alternativen Entwürfe, die anderen Vorstellungen, die es möglicherweise gegeben hat, zumindest öffentlich zurückgedrängt.

UH: Was bedeutet das für eine aktuelle linke Geschichtspolitik? Was heißt es für Linke in einem West- und Ostdeutschland umfassenden Staatskörper, sich

8 Es gibt allerdings einen Widerspruch, der in diesem Zusammenhang wesentlich ist. Ich selbst habe mich damals nicht als Widerstand oder Opposition verstanden, aber in der Wahrnehmung des Staates wurde ich als Oppositioneller und, für mich viel schlimmer, als reaktionäres „Element“, als gegen den Sozialismus gerichtet wahrgenommen. Dieses ist für mich z.B. ein Wesensmerkmal des Stalinismus, Kritik nicht zuzulassen und gleichberechtigtes Handeln unmöglich zu machen. Potentiell Verbündete wurden nicht als Partner, sondern als Gegner betrachtet, besonders in dem Moment, wenn eine bestimmte inhaltliche Linie überschritten wurde. Das Perfide des Stalinismus ist hierbei, dass man nicht wusste, wo diese Linie gezogen wird, die mich zum Gegner macht.

9 Vgl. Leo Kofler (1970) in seinem Buch *Stalinismus und Bürokratie*.

mit der Geschichte dieses östlichen Teils, der DDR eben, auseinanderzusetzen? Sie können über den herrschenden Geschichtsdiskurs jammern, völlig zu Recht, der wird dominiert von einer bestimmten Sichtweise, der wird instrumentalisiert, das haben wir alles schon angesprochen. Den Medien ist es sogar erlaubt, mit Ostalgie schönzureden, aber eben der kritische Diskurs bleibt außen vor.

EA: Das sind viele Punkte, die man in den Blick nehmen muss. Mein Ausgangspunkt wäre der Alltag der Leute in der DDR, wie sind sie mit den damaligen Widersprüchen umgegangen und was bedeuten ihnen ihre Erfahrungen heute, also, sich gegenseitig erzählen und zuhören, vielleicht auch rauszuarbeiten, wo Brüche lagen und liegen. Aus meiner Sicht ist es wichtig, sich dies vor Augen zu führen, um darin Elemente zu entdecken, die man heute wiederum beachten könnte, anders machen sollte, die vielleicht auch aus dem Nachdenken über die gemachten Erfahrungen neue Fragen hervorrufen.

UH: Siehst du irgendwo, dass so eine Auseinandersetzung stattfindet?

EA: Ganz wenig. Es gibt immer mal kritische Auseinandersetzungen, vor allem im Bereich der Gedenktage, wo es sich allerdings meistens um die Frage der Deutungsmuster und um eine Kritik der Totalitarismustheorien dreht, die die vorherrschenden Geschichtsbilder sehr dominieren. Da gibt es Momente dabei, z.B. beim 17. Juni, zu versuchen, die Teile des Arbeiteraufstandes herauszukristallisieren, um sich anzusehen, wo die egalitären Momente lagen, wo sie sich auf Marx berufen haben, wo neue Fragen entstanden sind. Wer war das eigentlich, warum haben sie das gemacht, welche Beziehungen gab es und vor allen Dingen, und das wäre das Interessante, wenn man so etwas finden könnte, welchen Widerspruch hat das von staatlicher Seite ausgelöst und warum. Ich meine, sozusagen mit Marx in der DDR zu argumentieren und dann vom „sozialistischen“ Staat niedergeknüppelt zu werden, das ist schon ein Widerspruch an sich. Da muss es Motivlagen und Ideen gegeben haben, die so widerstreitend waren, dass Widerstand nicht akzeptiert werden konnte.

UH: Also von der Vielfalt der Möglichkeiten im Vergangenen kann man sprechen, das ist sicher auch sinnvoll. Wichtig erscheint mir dabei, dass man diese Vielfalt dann auch für die Gegenwart fruchtbar macht, also nicht nur analysiert, was wäre damals möglich gewesen, sondern: was bedeutet das eigentlich für heute? Welche Möglichkeiten gibt es heute? Und so ein Diskurs, der dann die Erinnerungen und die Erfahrungen aus DDR-Zeiten oder aus Ost-West-Begegnungen nicht nur der damaligen Epoche belässt, sondern sie aktualisiert und befragt auf ihre Bedeutung für heute, das wäre politisch produktiv. Das kann man, glaube ich, nur in sehr begrenztem Umfang in privaten Kontexten machen. Da bräuhete es wahrscheinlich organisatorische Unterstützung, Anregung, Thema-

tisierung, damit man das in diese gesellschaftlichen Prozesse einordnen kann, dass man dafür auch Begrifflichkeiten findet. Da sehe ich im Moment herzlich wenig.

FA: Das ist so. Das ist, denke ich, auch ein Problem bei der ganzen Sache, wenn ich mir selber zuhöre, dass man sich in einer Schleife bewegt. Die Erinnerung bleibt als ein Bezugspunkt, der in einem privaten Kreis in eine Beziehung gesetzt werden kann, dort zu einer kritischen Auseinandersetzung führt, aber, und das ist genau der Punkt, keine weiterführende gesellschaftliche Entfaltung hat. Diese Begrenzungen, die merke ich bei ganz vielen Leuten. Es gibt einzelne Momente, die ich mal erlebt habe im Gespräch mit ehemaligen LPG-Bauern, die sich getroffen haben und in einem institutionalisierten Rahmen anhand bestimmter Themensetzungen in die Diskussion gekommen sind, was sie zwangsläufig zum Vergleich ihrer Erfahrungen und immer wieder zu der Frage geführt hat: was ist denn heute hier eigentlich los? Guckt mal auf unseren Acker. Das finde ich, ist die richtige Frage, um kritisch werden zu können.

UH: Aber sie bleibt hilflos, wenn sie so isoliert ist.

FA: Genau, sie bleibt hilflos. Insofern ist es schon interessant, danach zu fragen: wo könnte man so etwas anknüpfen? Dafür braucht es Bildungsinstitutionen. Dafür hat Oskar Negt immer wieder sein Wort erhoben, dass wir zur Bildung des Politischen auch Einrichtungen brauchen, Institutionen brauchen und es ein Frevel ist, die nach und nach dicht zu machen, umzufunktionieren und einem ökonomisierten Duktus zu unterwerfen, was gleichzeitig bedeutet, dass solche Themen gnadenlos raus katapultiert werden, weil sie sich natürlich nicht rechnen.¹⁰ Wieso soll man dafür bezahlen? Und damit geht eine Zerstörung eines demokratischen Gemeinwesens einher, weil – das ist vielleicht genau der Punkt, der mich so stört – man glaubt, dass das, was heute ist, das Richtige ist. Und dieses Richtige wird demokratische Politik genannt, die sich tatsächlich nur auf den Raum der Politik beschränkt. Alles andere, Ökonomie usw., ist fein säuberlich getrennt zu denken und hat damit scheinbar erstmal nichts zu tun. Unangetastet bleibt somit die kapitalistische Form unserer Gesellschaft. Und

10 Es stellt sich grundsätzlich die Frage nach der Wirkmächtigkeit von Bildungseinrichtungen.

Inwieweit sind sie Elemente einer revolutionären Bewegung, welchen Beitrag liefern sie dazu.

Am von mir gebrachten Beispiel der Bauern wurde mir deutlich, dass im Rahmen der Einrichtung, wo sie sich getroffen haben, Denkanstöße produziert wurden, die potentiell dazu geeignet waren und sind, Perspektiven für ein eingreifendes Handeln entwickeln zu können. Die Bildungseinrichtung war hierfür ein schützender Raum.

das ist für mich ein großes Ärgernis, wenn man tatsächlich ein demokratisches Gemeinwesen will, welches eigentlich nur davon lebt, dass die Leute in eine gesamtgesellschaftliche Entwicklung eingebunden sind, dieses auch merken und in diesem Sinne eingreifend handeln. Einen Bezug zur Geschichte brauchen sie genau dafür, um Reflexionsflächen zu entwickeln, die eine Bewegung im Heute und Hier nach Morgen möglich machen. Bei Frigga Haug habe ich da einen interessanten Gedanken gelesen. Sie liest scheinbar auch ganz gern mal die Briefe von Subcomandante Marcos. Er schreibt in einem Brief, dass die Erinnerung der Geschichte als Identifikationsmoment wichtig ist, um Widerstand entwickeln zu können. Hier meint er natürlich den Bezug der Zapatisten zu ihren indigenen Wurzeln.¹¹ Für mich ist aber darin auch ein Moment enthalten, das gerade für mich als Mensch, der in der DDR aufgewachsen ist, von Bedeutung ist, um heute handlungsfähig zu werden. Ich muss durch die brutale Geschichte des Stalinismus hindurch, durch meine Erfahrungen in der DDR hindurch und beginnen, eine Sprache zu entwickeln, um sehen zu können, dass sich ein Handeln im Namen der Menschlichkeit verfinstern kann. Dieser kritische Blick ermöglicht so auch gleichzeitig die Öffnung der Perspektive auf Menschlichkeit, stellt die Frage nach ihr im Heute und weckt möglicherweise das Widerständige. Vielleicht ist das auch ein Grund, warum so der dominierende Geschichtsdiskurs sich wie eine Teerschicht auf die Erinnerungen draufsetzt.

UH: Dein Unwohlsein, dein Ärgernis lässt sich dann vielleicht genauso treffend beschreiben, wie das Kofler schon mal bei seinen alten Genossen gemacht hat. Diejenigen, die jetzt den hegemonialen Opferdiskurs sprechen, tun es vielleicht auch guten Gewissens und guten Charakters, aber sie tun es genauso idealistisch, indem sie die Widersprüche dieser Gesellschaft nicht wahrnehmen.

FA: Positiv könnte man das so sagen, wenn es nicht auch so wäre, dass aus einer bürgerlichen Gesellschaft auch andere, völlig „charakterlose“ autoritäre Formen des Gesellschaftlichen entspringen könnten.

11 Vgl. hierzu Frigga Haug (1997) zum Stichwort Erinnerung. Sie verweist auf einen Text von Subcommandante Marcos, der in der Zeitschrift „Die Aktion“ abgedruckt ist. Dort schreibt er unter der Überschrift „Die Zapatistas bringen Blumen und Freiheit – An die Männer und Frauen, die in verschiedenen Sprachen und auf verschiedenen Wegen an eine menschlichere Zukunft glauben und die darum kämpfen, sie heute zu verwirklichen.“: „Wir, die ersten Bewohner dieser Gegenden, die Indianer, wurden zum Vergessen in einer verborgenen Ecke verurteilt, während die Anderen begannen, groß und stark zu werden, und wir hatten nur unsere Geschichte, um uns zu verteidigen, und an ihr hielten wir fest, um nicht zu sterben“ (1995, S. 71).

UH: Das ist aber, glaube ich, den Opferverbänden oder den Stasi-Beauftragten nicht wirklich vorzuwerfen, dass sie in diese Richtung gehen...

FA: Nein, gar nicht, das würde ich denen auch nicht unterstellen.

UH: Ich denke, die pflegen den hegemonialen Diskurs aus einer bestimmten Erfahrung heraus und auch mit guten Absichten, aber sie tun es eben genauso „borniert“, wobei mir das eigentlich schon zu diffamierend ist, dieses Wort. Aber genauso eingengt auf diese Vergangenheit, ohne Gegenwart und Zukunft in den Blick zu nehmen.²

FA: Ich habe gerade gedacht, bei Leuten wie Lutz Rathenow, da stimmen alle Worte nicht, die wir haben. Ich kenne ihn nicht persönlich. Ich weiß aber, dass er in DDR-Zeiten aufgrund seines politischen Engagements im Bereich der Literatur und Kultur mit Repression und Verhaftungen diverse Erfahrungen gemacht hat. Ich kenne auch viele andere Leute, die auch über solche Erfahrungen berichten oder im Knast waren, egal wie lange, aber diese Erlebnisse waren einschneidend. Das sind Leute, äußerst sympathische gute Menschen. Sie können aus ihrer Opferposition heraus gar keine andere Bestimmung mehr vornehmen, weil sie durch die Repression erdrückt, beschädigt oder kaputtgemacht worden, sodass sie ab einem bestimmten Punkt glauben, dass es keine andere gesellschaftliche Idee mehr geben könnte, dass es eine positive Sozialutopie (wie z.B. den Sozialismus) als Bezugspunkt geben könnte. Das schafft aber auch eine furchtbare Leerstelle bei den Leuten. Ich denke nicht, dass sie damit zufrieden sind, wie es heute läuft.

UH: Von Lutz Rathenow gibt es auch genug Texte, wo er sich durchaus kritisch mit der Bundesrepublik auseinandersetzt.

FA: Genau, und das Problem ist nur, was ist dann die Alternative. Das große Misstrauen in jede Form von Alternative rührt eben aus der Erfahrung, dass sich aus einer Alternatividee und einer gesellschaftlichen Praxis wie in der DDR auch genau diese Form von Unterdrückung entfalten kann. Das ist vielleicht das zentrale Element, was jetzt Lutz Rathenow und solche Leute motiviert aufzustehen und zu sagen: „Na, passt mal auf Leute, was erzählt ihr denn hier? Wo kommt denn das her?“ Eine Idee kann sich eben versteifen und verhärten zu einer Form, die sich gegen die Leute richtet. Und das ist vielleicht noch ein Punkt, der so aus der Geschichte der DDR auch für heute, für eine Linke, extrem wichtig zu lernen ist: ein höchstes Misstrauen gegen die eigenen Ideen und Praxis. Ich sympathisiere mit vielen guten Ideen, wie z.B. mit Paulo Freire. Ich bin total begeistert, wenn ich Bücher von ihm lese, ich denke: „Genau das ist es.“ Aber die Euphorie ist dann gebremst, wenn ich mit dieser Idee auf Leute treffe und diese Idee anfängt, sich in der Praxis zu formen, sich beginnt zu verselbständigen. Wenn ich dieses Misstrauen verliere, weil ich so eine Euphorie in mir habe, bin ich schon

verloren. Es ist schwer, so eine Balance hinzubekommen. Aber ich habe eine Ahnung, dass ich misstrauisch sein muss mir gegenüber, und dieses Misstrauen, auch gegen die eigene Geschichte, das fehlt mir in Teilen der Linken. Oder bei manchen anderen ist dann das Misstrauen so groß, dass es auch keine Spinnerei mehr geben darf, sondern dass es ausschließlich zu aktionistischen Praxisformen kommen muss, so wie bei vielen anarchistischen Gruppen. Gesellschaftliche Veränderung wird hier nur als körperlich spürbare Erfahrung akzeptiert.¹² Oder andere, die dann völlig danebenliegen, wie die Anti-Deutschen.

UH: Aber dieses Misstrauen, das du gerade bei dir beschrieben hast, ist ja auch gut begründet. Wenn man einen Kern kritischer Theorie beschreiben sollte, dann ist es die Selbstkritik, nämlich der Zweifel, dass es keine außerhalb des geschichtlichen Prozesses existierenden Wahrheiten gibt, d.h. man muss sich selbst erst mal kritisch betrachten, wie die eigene Erkenntnisproduktion ist.

EA: Genau. Vielleicht ist ja dort auch die Auseinandersetzung mit der Geschichte in der DDR so wichtig, dass das einen größeren Raum bekommen kann. Dieses auch deshalb, weil wir aus dem Vorhandenen und „alten Material“ das Neue formen. Dies ist die Problematik, auf die auch Leo Kofler deutet. Es ist also im Neuen auch immer das Alte vorhanden, deswegen auch Misstrauen und ein unbedingtes, nötiges kritisches Reden über die Geschichte der DDR. In den „Widersprüchen“ kann man sich auch völlig andere gesellschaftliche Bereiche ansehen, z.B. den Gesundheitsbereich. Da wäre die Diskussion der Medikamentengeschichte sicher interessant, weil dort die Konzerninteressen bis heute überhaupt nicht in die Pflicht genommen werden, sondern im Gegenteil, einen Freispruch erhalten, weil in der DDR die Diktatur war. Die sagen: „Was können wir

12 Beim Lesen meiner eigenen Worte merke ich, wie sich in mir Widerstand regt und mir meine eigene Widersprüchlichkeit vor Augen führt. Eine entscheidende Erfahrung meiner DDR-Biografie ist die, dass körperliche Formen des Widerständigen oftmals die einzige Möglichkeit darstellen, eine widersprechende Position zu formulieren und vor allem sichtbar zu machen. Der Bezug auf Körperlichkeit in diesen Momenten ist gleichzeitig Ausdruck einer Ohnmacht und Versuch der Gewinnung von Handlungsfähigkeit durch Einsatz des einzig zur Verfügung stehenden Mittels, dem eigenen Körper. Meine Erfahrung aus diesen Momenten spiegelt auch die Angst, die mit körperlicher Präsenz und ihrer Verletzbarkeit verknüpft ist und berührt hiermit die Thematik von Gewalt mit ihren Widersprüchlichkeiten. Gleichzeitig ist es auch eine Vorsicht gegenüber den eskalierenden Formen von gewalttätiger Körperlichkeit, die den Bezug zur kritisch-ethisch utopischen Basis zerstören und mich als Individuum in Ohnmacht verharren lassen kann. Die Gewinnung von Handlungsfähigkeit aus dem einzig gebliebenen Bezugspunkt, dem eigenen Körper, ist für mich deshalb gleichzeitig an eine kritisch reflexive Praxis gebunden.

denn für die Diktatur, wenn die die Medikamententest am Menschen machen, können wir ja nichts dafür.“ Das sind die Dinge, die ich meine. Ich habe es als Pflegehelfer zu DDR-Zeiten erlebt, in der Psychiatrie, wie mit den Medikamenten umgegangen, was da so gemacht worden ist. Dies wirft zumindest Fragen auf. Letztlich haben davon bestimmte Gruppen von Leuten in der Bundesrepublik profitiert, und auch davon profitiert, dass es eine DDR gab.

Literatur

- Assmann, Aleida 2007: Vier Grundtypen von Zeugenschaft. In: Fritz Bauer Institut (Hg.): Zeugenschaft des Holocaust. Zwischen Trauma, Tradierung und Ermittlung. Frankfurt a.M./New York
- Demirovic, Alex 1997: Demokratie und Herrschaft. Münster
- Davis, Belinda/Lindenberger, Thomas/Wildt, Michael (Hg.) 2008: Alltag, Erfahrung, Eigensinn – Historisch-anthropologische Erkundungen. Frankfurt a.M.
- Ernst, Christian/Schwarz, Peter Paul 2012: Entwicklungslinien eines (zeit-)geschichtlichen Paradigmas in Kontexten von „NS-Vergangenheitsbewältigung“ und DDR-Aufarbeitung“. In: BIOS. Heft 1, Jg. 25
- Fulbrook, Mary 1996: Methodologische Überlegungen zu einer Gesellschaftsgeschichte der DDR. In: Bessel, Richard/Jessen, Ralph (Hg.): Die Grenzen der Diktatur. Staat und Gesellschaft in der DDR. Göttingen
- 2009: Anatomy of a Dictatorship. Inside the GDR 1949-1989. New York
- Haug, Frigga 1997: Stichwort Erinnerung. In: Haug, Wolfgang Fritz: Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus. Hamburg
- Koffler, Leo 1987: Die Kritik ist der Kopf der Leidenschaft. Aus dem Leben eines marxistischen Grenzgängers. Hamburg
- 1972: Liberalismus und Demokratie. In: (ders.): Zur Dialektik der Kultur. Frankfurt a.M.
- 1970: Stalinismus und Bürokratie. Neuwied am Rhein/Berlin
- Mannschatz, Eberhardt 2001: Rückblick... auf die Soziale Arbeit in der DDR – Eberhardt Mannschatz berichtet am Beispiel der Jugendhilfe. In: Kunstreich, Timm: Grundkurs Soziale Arbeit. Sieben Blicke auf Geschichte und Gegenwart Sozialer Arbeit. Bielefeld
- Negt, Oskar/Kluge, Alexander 1972: Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit. Frankfurt a.M.
- Sucmandante Marcos 1995: Die Zapatistas bringen Blumen und Freiheit. In: Die Aktion. Heft 137/144, Jg. 15

*Friedemann Affolderbach, Hardenbergstraße 47, 04275 Leipzig
E-Mail: friedemann.affolderbach@gmx.net*

*Uwe Hirschfeld, Evangelische Hochschule Dresden, Postfach 200143, 01191 Dresden
E-Mail: uwe.hirschfeld@ehs-dresden.de*